



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Theodor von Bernhardi

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wenn die Bürgerkunde, sei es auf die eine oder andre Art, als Lehrgegenstand in unsern Schulen Eingang findet — und daß das früher oder später geschehen wird, daran zweifle ich nicht —, so tritt an den Lehrer eine neue, schwierige, aber auch eine äußerst dankbare Aufgabe heran. Wer hätte, wenn er in einer Lehrstunde einmal eine volkswirtschaftliche oder gesellschaftliche Frage der Gegenwart berührt hat, nicht bemerkt, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit die Schüler lauschen! Da die Schule den Anforderungen des Lebens unbedingt Rechnung tragen muß, so wird sie sich auch der Beschäftigung mit diesem Gegenstande nicht mehr lange entziehen können.



Theodor von Bernhardt



Das große Interesse, das Bernhardis soeben erschienene Briefe und Tagebuchblätter aus den Jahren 1834—1857 (Leipzig, S. Hirzel) erregen, gilt in erster Linie dem Verfasser selbst. Dreißig Jahre alt kam er nach Petersburg, um sich dort selbst eine Existenz zu gründen, da sich Herr von Knorring, der Gemahl seiner Mutter Sophie Tieck, nach deren Tode in zu großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten befand, als daß er ihm anders als durch Empfehlungen hätte helfen können. Aber die bedrängte Lage diente nur dazu, die Spannkraft seines Geistes zu erhöhen und seiner unermüdlichen Arbeitskraft die Richtung zu geben, die ihn dann zu einem der bedeutendsten deutschen Historiker gemacht hat. Sobald es ihm seine äußere Lage — wie es scheint, hauptsächlich durch die Verheiratung mit einer Tochter des Admirals von Krusenstern erleichtert — gestattet, kommt er, der im Herzen immer ein Bürger Preußens geblieben war, nach Deutschland zurück und siedelt sich, nach kurzem Aufenthalt in Weimar, in Runnersdorf bei Hirschberg an. Auf diese Weise haben wir die Lebenserinnerungen eines fest auf sich gegründeten Charakters erhalten, der in Rußland zum Manne gereift und den leitenden Kreisen nahestehend, dem innern Drange folgend, mitten in die preußische Reaktion der beginnenden fünfziger Jahre hineingeriet und sich in dem leidenschaftlichen Drange nach politischer Thätigkeit verzehrte. Daß ihm diese Thätigkeit nicht zu teil wurde, kann bei dem zünftigen Charakter des deutschen Lebens um so weniger wunder

ungen der menschlichen Gesellschaft“ (Straßburg, Schauenburg, 1873), das lange nicht genügend bekannt geworden ist.

Grenzboten IV 1893

33

nehmen, als er seiner Verwandten wegen vielfache Rücksichten auf Rußland zu nehmen hatte und in Preußen, wo damals der russische Einfluß fast allmächtig war, notwendigerweise als Russe vielfachen Mißverständnissen ausgesetzt war.

Eine günstige Wendung nahm sein Schicksal durch die Veröffentlichung der von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten des Generals von Toll: der in diesem Meisterwerke geführte Nachweis, daß eigentlich Preußen allein die Abschüttelung des napoleonischen Joches zu verdanken war, erhob ihn mit einem Schlage in die Reihe der ersten deutschen Schriftsteller und führte ihm ungesucht zahlreiche Verbindungen zu, die ihm die ländliche Einsamkeit, in der er lebte, wenigstens so weit belebten, daß er sich dem mehrfach von ihm angeführten „Webstuhle der Zeit“ nicht allzu entfernt zu fühlen brauchte.

Die preußische Politik der Reaktionszeit scheint ihm keinen andern Inhalt zu haben, als die Angst vor der Revolution, und der Schluß, zu dem er immer wieder kommt, ist der, daß der preußische Staat in keiner Weise auf der damaligen Stufe seiner Entwicklung stehen bleiben könne, sondern vorwärts, weiter zu streben gezwungen sei. Von Friedrich Wilhelm IV. erzählt er, er habe, als man ihm riet, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, und dabei die Möglichkeit betonte, die demokratischen Auswüchse der Frankfurter Verfassung zu beseitigen, nur geantwortet: „Sa ja, das mag alles ganz wahr sein, aber die Sache ist ungemein schwierig, dazu gehört ein Held, und ich bin kein Held!“ Darauf habe er fortgefahren, er wolle nicht der Erste in Deutschland sein, da er keinen Ehrgeiz habe, der Zweite aber sei er von Rechts wegen: „Wehe dem, der mich zum Dritten in Deutschland machen will!“ Und als sollten die innern Gegensätze dieses widerspruchsvollen Charakters aufs deutlichste zur Erscheinung kommen, wird gleich darauf berichtet, im Jahre 1850 sei dem König die Begeisterung des eignen Heeres und des eignen Volkes weit schrecklicher erschienen als der Feind — Anschauungen, die dann Brangel nach seiner Art karrikierte, indem auch ihm vor der Begeisterung des Heeres graute, und er ausrief: „Sollen sich unsre heiligen Fahnen mit denen Mazzinis und Rossuths vereinigen?“

Einen geradezu jammervollen Eindruck macht die Unentschlossenheit und das Schwanken des Königs. Zur Zeit der Schlacht von Bronzell schien er entschieden zu sein und versprach, die Baiern nicht über die preußische Stappelinie in Hessen vorrücken zu lassen. Trotzdem ging in der darauffolgenden Nacht an Gröben der Befehl dazu ab. Am nächsten Tage entschuldigte er sich damit, er habe die Baiern, die im Fuldaischen nicht genügend Lebensmittel fanden, doch nicht verhungern lassen können! Bernhardis Gewährsmann führte seine Sinnesänderung auf den im Interesse Oesterreichs und Baierns geltend gemachten Einfluß der Königin zurück. Ein andermal ereiferte sich der König aufs lebhafteste gegen die Kreuzzeitungspartei, deren Anhänger durch ihr widersinniges Treiben eine Revolution herbeiführen würden, und

wenige Wochen später gelang es dieser Partei, einen Bruch zwischen dem König und dem Prinzen von Preußen herbeizuführen.

Vom höchsten Interesse sind die Äußerungen über die Stimmung in der Reaktionszeit. Freilich laufen manche Nachrichten mit unter, die entschieden irrig sind, wie z. B. die Behauptung (S. 349), es sei den Lehrern unter der Hand verboten worden, ihren Schülern Mommsens römische Geschichte zu empfehlen. Wer damals auf einer preußischen Schulbank gesessen hat, wird von einem solchen Verbote nichts gehört haben. Andre Dinge werden in ihrer Bedeutung überschätzt, so der Trauerkultus, den einige reaktionäre Heißsporne mit dem Kaiser Nikolaus trieben, indem man Trauermedaillen mit dem Bildnis des Kaisers an einem schwarzen Bande trug. „Die Gardeoffiziere trugen sie an der Uhr, die Damen an den Bracelets.“ Derartige Kindereien nahm der in Deutschland fremd gewordne Berliner in seiner ländlichen Abgeschlossenheit ernster, als sie es verdienten, aber es bleibt noch genug übrig, um ein Bild von Zuständen zu ergeben, die für eine Generation, die jene Zeit nicht mehr erlebt hat, kaum glaublich sind. So berichtet er z. B. von den am Sonntag auf dem Lande umherschleichenden Gendarmen, die zu größerer Heiligung des Tages jeden verhafteten, der arbeitete. Da Bernhardi in seinem Wahlkreise im Jahre 1856 liberal gewählt hatte, so verklagt ihn der Landrat nicht nur bei der Camarilla, sondern auch bei der russischen Gesandtschaft.

Wohl nichts kann die zwischen den beiden Parteien herrschende, geradezu tödtliche Verbitterung drastischer bezeichnen, als der Umstand, daß auf liberaler Seite ernsthaft geglaubt wurde, die Kreuzzeitungspartei wolle nichts von einer Befestigung Breslaus und Königsbergs wissen, damit „Preußen den Plänen dieser Partei zufolge wehrlos bleiben“ und ein russisches Heer ungehindert bis ins Herz der Monarchie, nach Berlin vordringen könne, um die Partei wieder in den Besitz der Regierungsgewalt zu setzen. Zu dieser Nachricht kann Bernhardi doch nicht umhin ein Fragezeichen zu setzen. Aus einer Unterredung mit seinem Oheim Ludwig Tieck nimmt er die Überzeugung mit, daß Hardenberg und Stein der reaktionären Partei ein Greuel seien, und daß sie alles „bestehende Gute, auch die Landwehr,“ wieder vernichten möchten. Allerdings darf man auch diesen gelegentlichen Äußerungen kein allzugroßes Gewicht beilegen; denn bei derselben Gelegenheit versichert Tieck seinem Neffen, der Generaladjutant von Gerlach, den er von Kindheit an gekannt habe, sei „geradezu ein Dummkopf.“ Auf Bernhardis sehr natürliche Frage, wie denn aber ein so beschränkter Kopf auf einen so geistvollen Mann, wie den König, Einfluß üben könne, erwiderte Tieck: „Ja, weil er zu allem ja sagt und immer noch weiter geht, als der König selbst.“ Wie falsch die Ansicht von Gerlachs Dummheit ebenso wie von seiner Sabrerschaft war, weiß heute jeder, der seine Aufzeichnungen und seinen Briefwechsel mit Bismarck gelesen hat, aber wer in jenen Zeiten in Berlin gelebt hat, wird zugeben müssen, daß Tiecks

Ansichten im allgemeinen dem entsprachen, was damals in liberalen Kreisen geglaubt wurde: so sehr wird in Zeiten heftiger Parteileidenschaft jedes vernünftige Urteil unmöglich gemacht. Ernster klingt es, wenn General von Egel Bernhardt versichert, bei dem bestehenden System gehe auch das Heer zu Grunde, da ganz untaugliche Leute nur wegen ihrer Gesinnungstüchtigkeit befördert würden, auf die sie von der Kreuzzeitungspartei gleichsam ein Diplom erhielten. Die unheilvolle Thätigkeit des Kultusministers von Raumer wird in diesem Zusammenhange nur gestreift: Bernhardt bemerkt dabei, durch sie werde die Axt an die Wurzel gelegt und Preußens Größe und Zukunft bedroht. Von dem Oberpräsidenten von Pommern, von Senfft-Bilsch, wird berichtet, welche Zufriedenheit er über die Herrschaft der Reaktion empfand, und daß es sein Wunsch war, daß die Stettiner Festungswerke geschleift werden möchten, weil — wie er zum Entsetzen des Generals von Egel und Bernhardts behauptete — die Festungen in der neuern Kriegführung ihre Bedeutung verloren hätten!

Von dem Ministerpräsidenten von Manteuffel wird berichtet, daß er das Unwürdige seiner ebenso verantwortlichen wie ohnmächtigen Lage schmerzlich empfunden habe, was freilich nicht Wunder nimmt, wenn der König, der ja starke Ausdrücke liebte, bei einer Bemerkung darüber, daß Manteuffel mit etwas nicht einverstanden sei, ausgerufen hat: „Ach was Manteuffel! Manteuffel ist mein Schuhputzer!“ Merkwürdig ist die Indiskretion seines Bruders, des spätern Ministers für Landwirtschaft, der zugiebt (S. 215), daß das preußische Ministerium mit Rußland in Verbindungen gestanden habe, die allerdings sehr schlecht zu dem offiziellen Neutralitätsverhältnisse stimmten.

Wo eine Tragödie ist — und das war die damalige Reaktion in Preußen mit dem unglücklichen Friedrich Wilhelm IV. an der Spitze — fehlt es auch gewöhnlich nicht am Satyrspiel. So lesen wir denn, wie Stahl, der spätere Hort der Reaktion, als Student einen Dolch im Busen trug, auf dessen Klinge stand: Tod den Tyrannen! Später hatte er sich freilich geändert: im Jahre 1857 wünschte der kleine und, wenn wir uns recht erinnern, etwas schiefse Mann, als Rector Magnificus der Berliner Universität mit einem kurzen spanischen rotbraunen Sammetmantel angethan, auf einem Ball bei der Prinzessin von Preußen dieser durchaus vorgestellt werden, und wollte vor Wut bersten, als er nur die Frage zu hören bekam: „Sind Sie schon lange in Berlin, Herr Professor?“

Wie auf eine Erlösung aus diesen traurigen Zuständen lenken Bernhardts Aufzeichnungen den Blick auf den Prinzen von Preußen. Während Wrangel und seinesgleichen bei Beginn des Krimkrieges, ohne Gründe angeben zu können, stets aussprachen, Preußen könne nicht anders als mit Rußland gehen, erklärt der Prinz in einem im März 1854 abgehaltenen Kabinettsrate, er werde in einem derartigen Kriege keinerlei Kommando übernehmen, sondern sich für dessen

Dauer nach England zurückziehen, worauf der König die Verhandlungen einfach mit den Worten schloß: „Ja, wie Gott will!“ Schon im Jahre vorher hatte der Prinz aller Blicke durch die Worte auf sich gelenkt, die er an eine pommerische Deputation über Gemeindeverfassung und die Zeitläufte überhaupt richtete.

Seine Stellung den frömmelnden Bestrebungen der herrschenden Partei gegenüber sprach er bei einem Besuche in Hirschberg aufs offenste aus: „Man kann es nicht leugnen, im Jahre 1848 sind von allen Seiten große Fehler begangen worden. Ich bin kein Frömmler, kein Pietist, meine Herren, aber ich habe einen frommen Glauben, und in diesem frommen Glauben habe ich die Überzeugung, daß auch das Jahr achtundvierzig göttliche Fügung war, von Gott gesendet, damit wir alle klüger würden.“ Allen Tracasserien der reaktionären Partei gegenüber bewahrte er eine ruhige Haltung, was manchmal schwer genug war; konnte er es doch z. B. nicht einmal dahin bringen, daß gegen den bekannten Wagener eine Untersuchung eingeleitet wurde, weil er die Frechheit gehabt hatte zu behaupten, die Fäden des Depeschendiebstahls reichten bis in das Kabinet des Prinzen von Preußen hinauf!

Seine Anschauungen über konstitutionelles Recht standen schon damals unerschütterlich fest: am 22. Juli 1857 sprach er offen aus, die Verfassung sei das einzige, „wodurch wir in Deutschland unsern Rang behaupten können,“ aber unter der Verfassung verstand er ebenso das Recht der Krone, wie das der Volksvertretung; man kann daher in einem Briefe vom 16. September 1857 sein ganzes Programm in folgenden Sätzen entwickelt finden: „Ihre frühern Mitteilungen vom 14. Juni habe ich richtig erhalten. Die Anlagen zu Ihren beiden Schreiben interessieren mich sehr. Nur wissen Sie längst, daß ich scharf parlamentarische Gesetzgebung und parlamentarische Regierung unterscheide; erstere gebe ich zu, letztere nicht, und kann daher die Ministerverantwortlichkeit bis zur Anklage oder Abdankung auch aus kleinen Veranlassungen nicht zugeben. Das Parlament soll eine Kontrolle führen über die Regierung, diese soll und muß sich verteidigen und wird ebenso oft in ihrem Rechte gegen parteiische Anklagen bleiben als im Unrecht überführt werden. Letzteres braucht aber nicht immer zum Abtreten zu nötigen, wohl aber soll es ein wohlthätiges Aufmerksammachen nach sich ziehen; und das ist bei gewissenhaften Beamten immer zu erwarten. Hat man dergleichen nicht, so muß der Souverän sie schon aus diesem Grunde entfernen, wozu parlamentarische Aufdeckungen (Kontrollirungen) die Veranlassung bieten werden.“ Scharfsinnig bemerkt Bernhardt zu diesem Briefe, es würde vergeblich sein, den Prinzen über das Maß dieser Zugeständnisse hinaus auf den Wegen der liberalen Partei weiter führen zu wollen; das wesentlichste sei, ihm diese Partei nicht verdächtig werden zu lassen.

Von dem spätern Kaiser Friedrich berichten dem Verfasser seine Freunde in der Umgebung des Prinzen, er habe ein durchaus edles Gemüt, ganz wie

Friedrich Wilhelm III.; dem Ruffentum, das sich in seiner Umgebung bei seinem Aufenthalt in Breslau im Frühjahr 1857 breit machte, trat er offen und energisch entgegen, auch sonst werden manche interessanten Einzelheiten über ihn mitgeteilt. Mit großer Betrübniß sprach er in demselben Jahre von der geringen Achtung, in der Preußen stand, und äußerte sich mit Widerwillen über das Treiben der Junkerpartei. Bei einem Diner erwähnte er in Bernhardis Gegenwart, es gebe in Preußen Leute, die gern das linke Rheinufer an Frankreich und Schlesien an Oesterreich abtreten würden, und zwar — um Preußen zu arrondiren!

Zahlreiche geschichtliche Notizen wurden Bernhardi noch von den handelnden Personen mitgeteilt. So erzählte ihm der Legationsrat Rümpfer, England sei mit Preußen beim Wiener Kongresse darüber einverstanden gewesen, Rußland östlich von der Weichsel festzuhalten und ganz Sachsen preußisch werden zu lassen. Das habe Alexander I. dadurch hintertrieben, daß er Polen von der persönlichen Freundschaft Friedrich Wilhelms erbat und erhielt, und dadurch der Anschauung Bahn brach, Preußen sei nur ein Vasallenstaat Rußlands, der auf jede Weise geschwächt werden müsse. Darauf hätten dann die vereinigten Gegner Preußens die Erhaltung des Königreichs Sachsen durchgesetzt, natürlich ohne daß der falsche Alexander eine Hand zu Gunsten seines „Freundes“ rührte.

Kaiser Nikolaus erscheint als Mann von geringem Verstande und schwachem Charakter: „er verlor bei der geringsten Veranlassung das Gleichgewicht, der kleinste Erfolg machte ihn thöricht übermütig, das kleinste Mißgeschick warf ihn vollkommen nieder, er war dann ganz vernichtet,“ sagt ein Mann aus seiner nähern Umgebung.

Grauenhafte Dinge erzählte General Tulubjew von dem Schmutz, der Hungerleidererei, der schlechten Verpflegung und der großen Sterblichkeit der russischen Soldaten. Von der russischen Heeresverwaltung giebt wohl nichts eine klarere Vorstellung als der Umstand, daß die Offiziere beim Aufbruch nach der Donau keine Mobilmachungsgelder bekamen, während ein Zivilist wie der Geheimrat Julius von Krusenstern, Bernhardis Schwager, neben seinem laufenden Gehalt 3600 Silberrubel Mobilmachungsgelder und vier Dukaten Diäten, ein dem Hauptquartier zugeteilter Volontär, Graf Kcewuski, 3300 Rubel Mobilmachungsgelder und drei Dukaten Diäten erhielt!

Außerordentlich wegwerfend lautet das Urteil von Bernhardis Schwager über den Fürsten Gortschakow, den er für einen *homme taré* erklärt; in Betreff der russischen Politik war Bernhardi bereits im Jahre 1855 der Ansicht, daß die Russen in den Franzosen schon während des Krimkrieges ihre künftigen Verbündeten sähen, eine Ansicht, die er nach der Mitteilung des Herausgebers in einer im folgenden Jahre verfaßten und leider nicht veröffentlichten Denkschrift weiter ausgeführt und begründet hat.

Nichts hat augenscheinlich Bernhardi leidenschaftlicher interessirt als die Reorganisation des preußischen Heeres. Im Frühjahr 1855 geht er mit dem General von Egel die Rangliste durch und klagt darüber, daß die „wandelnden Leichen,“ nämlich die Korpskommandanten, unangetastet blieben, und daß man sich um so mehr scheue, sie zu entfernen, als die Divisionsgenerale, die an ihre Stelle treten müßten, nicht jünger seien. Am 16. März 1857 spricht er dem General von Fransecky gegenüber die Überzeugung aus, daß Preußen mit seiner dormaligen Organisation den Franzosen nicht gewachsen sei, worauf der General zustimmend bemerkt, die Kadres seien zu schwach, namentlich an Offizieren, die dürftigen Etats rührten aus der Zeit der größten Armut, 1808, her und seien später ohne eigentlichen Grund beibehalten worden. Alle Adjutanten, alle abkommandirten Offiziere würden der ohnehin schon dürftigen Zahl der etatsmäßigen Offiziere entnommen. Nun sollten auch noch im Kriegsfalle Offiziere zur Landwehr abgegeben werden, deren so schon lose Organisation auf keine Weise genüge, ihren Bataillonen die nötige Festigkeit zu geben. Höchst interessant ist dabei Franseckys Behauptung, der Prinz von Preußen weise den Vorschlag, die gegenwärtige Organisation zu ändern, zurück. Dreizehn Tage später schlägt Bernhardi vor, bei jedem Infanterieregiment ein viertes Bataillon zu errichten, das aus den Kadres der drei Landwehrbataillone bestehe und natürlich seinen vollständigen Etat haben müsse.

Zahlreiche Mitteilungen über bekannte historische Persönlichkeiten geben Bernhardis Aufzeichnungen einen besondern Reiz. Ein Augenzeuge erzählte ihm, wie ein Nationalgardist Napoleon III als Präsident in Metz zugerufen hat: *Vive la république et rien que la république!* und Napoleon, dessen Haupteigenschaft sonst nicht gerade Schlagfertigkeit war, ihm erwidert habe: *Vous n'avez pas le droit de me parler ici: si c'est un conseil, vous n'avez pas le droit de m'en donner; si c'est une leçon, je ne l'accepte pas. Allez!* worauf ein Beifallssturm folgte. Der Herzog Eugen von Württemberg erzählte, daß ein ungewöhnlich dummer Russe Talleyrand in Wien gefragt habe: *Mon oncle, Napoléon qu'a-t-il donc voulu faire en Russie?* worauf Talleyrand, ohne sein Kartenspiel zu unterbrechen, antwortete: *La manie des voyages, mon cher!*

Sehr häufig wird Moltke erwähnt. Als bei einer Generalstabsreise im Jahre 1854 von Alexander von Humboldts hohem Alter und der Schwierigkeit, ihn nach seinem Tode zu ersetzen, die Rede war, schlug der damalige Oberst von Moltke — Louis Schneider vor, zum allgemeinen Entsetzen, dem allgemeine Heiterkeit folgte, in die auch die beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl mit einstimmen. Im Jahre 1856 macht das in und bei Moskau versammelte russische Heer von 72000 Mann einen traurigen Eindruck auf ihn, er findet es durch den Krieg sehr heruntergekommen; selbst die Garden sehen schlecht aus. In einer zweistündigen Unterredung mit Bern-

hardi im folgenden Jahre zeigt Moltke aristokratische Tendenzen und große Sympathie für Schleswig-Holstein, „aber nicht wegen der deutsch-nationalen Elemente, die sich da regen, sondern weil es aristokratische Elemente sind, die sich dort gegen das demokratische Dänemark auflehnen.“ Weiterhin deutet er auf das seltsame Mißverständnis hin, daß sich die konservativen Regierungen 1848 bis 1850 Dänemarks gegen die Herzogtümer annahmen, denn gerade in den Herzogtümern seien die konservativen Prinzipien aufrecht erhalten worden.

Außerordentlich interessant, manchmal dabei freilich von unfreiwilliger Komik, sind Bernhardtis Mitteilungen über seinen alten Oheim Ludwig Tieck. Wenn er ihn besucht, findet er ihn fast stets Casanova lesend. Von Goethe läßt er nur Werther und Götz gelten, den zweiten Teil des Faust verachtet er. „Wäre Goethe das geblieben, was er in seiner Jugend war, so wäre etwas Großes aus ihm geworden!“ Diese Ansicht erläutert er in einer andern Unterredung dahin, daß Goethe in Frankfurt hätte bleiben müssen, Bürger werden, die Freuden und Leiden seiner Zeit mit erleben: dann wäre etwas aus ihm geworden, was eine Parallele zu Shakespeare bilden könnte. Bei einer dritten Gelegenheit heißt es sogar: „An dem Streben, sich von der Bedeutung der Dinge Rechenschaft zu geben, ist Goethe zu Grunde gegangen.“ Man wird dem Neffen Recht geben, wenn er findet, der Oheim habe das Leben als einen wesenslosen Traum behandelt, zu keinem seiner Werke so ernsthafte Vorstudien gemacht, wie z. B. Goethe zum Goetz, und sich überhaupt in seiner Jugend nicht nach wirklichen Kenntnissen umgethan. Sowie freilich nicht von Poesie und Litteraturgeschichte, sondern von realen Dingen des Lebens die Rede ist, zeigt sich Tieck als scharfen und unbefangnen Beobachter. So erkennt er an, daß das Volk durch die allgemeine Dienstpflicht etwas ganz andres geworden sei. „Ehemals — sagt er, der ja viel auf dem Lande gelebt hatte und das Leben der Landleute genau kannte — war das Branntweinfaufen unter den Bauern und Handwerkern ganz allgemein; man fand unter den Bauern nicht selten Leute, die eigentlich vom Branntwein lebten, die allen Geschmack für Speise und die Fähigkeit, zu verdauen, verloren hatten; die starben dann mehr oder weniger blödsinnig im Alter von vierzig bis fünfzig Jahren. Dergleichen giebt es jetzt nicht mehr, zu der Verbesserung trägt aber gewiß die Emanzipation des Bauernstandes nicht weniger bei als das Militärsystem.“

Die ergößlichste Episode der Erinnerungen Bernhardtis bildet wohl die Schilderung des Treibens in Weimar im Winter 1851 auf 1852. Da erscheint Semilasso mit reich gelockerter Perrücke, schwarz gefärbtem Bart und falschen Zähnen als greisenhafter Verführer und erntet am Hofe den Ruf, der größte Lebensphilosoph zu sein. Die von Liszt inszenirte Begeisterung für Wagner widert Bernhardt an, und mit eben so grausamem als berech-

tigtem Hohne verfolgt er die Komödie Liszt-Wittgenstein. Die Wittgenstein, die zwei Millionen Rubel mitgenommen hatte, als sie sich von ihrem Gemahl entfernte, klagt aller Welt, sie und Liszt seien eine Zeit lang darauf angewiesen gewesen, von Liszts Klavierspiel zu leben. Liszt will zum Ruhme Weimars eine Zeitung gründen, wobei ihm Fanny Lewald helfen will. Fanny Lewald nimmt es dem Erbgroßherzog übel, „daß er die Exemplare ihrer Schriften, die sie ihm überreichte, zu vielen Menschen mittheilte, sodaß sie in Weimar kein Mensch kaufte!“ Liszt spricht nie, auch nicht über die gleichgiltigsten Dinge, eine Meinung aus, um sich nicht zu kompromittiren oder irgendwo anzustoßen, aber er intrigürt in nichtswürdiger Weise gegen Henriette Sonntag und läßt z. B. das Orchester falsch begleiten, um die Sängerin zu verwirren. Als der Vater der Wittgenstein nach Weimar kommt, verspricht Liszt, ihm Ohrfeigen geben zu wollen, scheint aber das Versprechen rasch vergessen zu haben. Das ärgste an diesem widerwärtigen Treiben ist wohl die Behauptung der Wittgenstein, Frauen dürften nie Schauspielerinnen, ja nicht einmal Schriftstellerinnen sein, da eine solche Ausnahmestellung die pudeur verlege, die doch allein den Wert der Frau bestimme!

Scharfsinnig sind mancherlei einzelne Bemerkungen Bernhardis, z. B. (S. 252) die, daß beim Wiederaufleben des städtischen Lebens im Mittelalter das Schicksal eines Ortes nicht von seiner günstigen Lage, sondern vorzugsweise davon abgehängt habe, daß er zunächst städtische Freiheiten und diejenigen Rechtsverhältnisse erlangte, die bürgerliches Gedeihen verschaffen konnten. Wenn man solche Äußerungen liest, kann man schwer den Gedanken unterdrücken, daß es sich vielleicht empfohlen hätte, Bernhardis Aufzeichnungen vollständig zu drucken, wobei nicht verkannt werden soll, daß die Auswahl sehr geschickt und taktvoll getroffen ist.

Bloße Druckfehler sind es wohl, wenn die bekannte polnische Familie S. 236 und sonst Strogonow statt Stroganow genannt wird, und S. 83 Elisium steht, Lesefehler dagegen, wenn es S. 83 wehthuenden statt wohlthuenden heißt. Was S. 310 tout fin seul heißen soll, wissen wir nicht; vielleicht hat Bernhardi geschrieben tout à fait seul. Wenn S. 354 ein General erzählt, er sei als ganz junger Leutnant mit Ludwig Tieck in Zinkingen zusammen gewesen, so wird Bernhardi wohl Ziebingen geschrieben haben, wo Tieck jahrelang heimisch war. S. 66 irrt sich Bernhardi, wenn er Crébillon für den Verfasser der Liaisons dangereuses hält: sie sind bekanntlich von Laclos, der, in Orleans' Prozeß verwickelt, von Robespierre gerettet wurde, angeblich, weil er dem tugendhaften Manne seine Reden verfaßte; die wenigen Leute, die heutzutage jenen Roman noch kennen, gegen den Zolas Werke Erbauungsbücher genannt werden können, wissen, welch unbefschreiblich lächerlicher Kontrast in der Verbindung dieser beiden Männer liegt.